

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Führer. 1927-1944 1933**

190 (12.7.1933) Am badischen Herd

# Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

## Um die Scholle

Sturm brauste über die Mark, griff mit jähem Mitteln in Kiefern und Tannen, trieb Sand und Regenschauer durchs Land!

Draußen in der niedrigen Kammer eines einsamen Hofes lauchte der franke Bauer mit stummer Sorge seinem Wehen. Würde das Strohdach drüben auf der Scheune halten? Ob die alte, morsche Linde am Hofort zu tragen vermochte? Es war so schon der Not genug! Sein eigen Land hatte er nach Missernten, Brand und Seuche verachten müssen, die Schuldenlast war gar nimmer mehr aufzubringen. Jetzt dienten seine Söhne drüben auf dem Guischof als Knechte . . . nur des Brotes wegen! Und er . . . ? Das verruchte Bein quälte ihn; Teufel, hätte damals die Kugel nicht ihn auch besser treffen können, all sein jetziges Glend würde er dann nicht durchzuliegen brauchen . . .

Nebenan in der Stube erklangen laute Stimmen. Fremde waren dort, Reisende! Ihr Wagen hatte einen Radbruch gerade vor dem grundlosen Wege am Hofort erhalten. Nun brist seine Frau in aller Eile für die unerwarteten Gäste. Er hörte ihre helle Stimme. Was trieb sie eigentlich im Zimmer, hatte doch Arbeit genug in der Küche, für Unterhaltung mochten die Gäste selber sorgen. Doch der Kranke dachte nicht lange nach, kam immer wieder zu seinen Sorgen zurück. Wie lange noch, dann ging er mit dem Bettelack vom Hof der Väter?

Er wurde unterbrochen, sein Weib haftete herein, hielt einen Beutel hoch: „Hör! Wir sind der Sorgen ledig! Dreihundert Taler . . . dreihundert . . .“

„Geld? . . . Gerettet . . .?“ Doch auf einmal wurde sein Gesicht gelb, mit heiserer Stimme fragte er: „Geld! Wofür das Geld?“

„Den Stein . . . ich habe den Stein . . .!“

„Weiß! Eine furchtbare Erregung schüttelte ihn. Wechselt er sich, trat auf sie zu, seine Hände rüttelten an ihr: „Den Stein . . . Du hast den Stein verkauft?“ Er riss ihr den Beutel aus der Hand, stielte ins Zimmer. Man hatte drüben die lauten Rufe vernommen. Ein vornehmer Herr sah in einem Knebelbärtigen, hatte Kräftigkeit und Selbstbewußtsein auf den Tischen geworfen. Mit allübend erregten Gesicht sprach der Bauer auf ihn zu:

„Herr! Möget die Unbill versehen! Hier ist der Beutel, gebt mir den Stein zurück!“

Doch der Gast blieb ruhig sitzen, sah auf den funkelnden Metall in seiner Hand, der im Plätschern des Herdfeuers blühte und glimmerte. „Was fällt Euch ein! Ich habe den Stein mit guten Talern aufgewogen! Zum Teufel scher er sich!“ Dem Bauern stand der Schweiß auf der Stirn, seine Adern fühlte er schwellen: „Herr! Jener

Stein ist eines Schicksals Spruch und mehr wert mir als dieses Leben!“

„Ein Fils ist Er, und weiter nichts!“ Doch der Fremde bereute sogleich seine Worte, sah er doch das Stelzbein des Alten und die wäherne Blässe in dem verwitterten Gesicht: „Erzähl! Er lieber und parlamentier! Er nicht!“

Der Bauer stampfte mit düsterem Gesicht zur Tür; es schien, als wolle er mit Gewalt die Männer in seinem Hause halten: „Es möchte Euch gerina von Nutzen sein, Herr! . . . Jener Stein ward meinem Ahn doreinst gegeben, als er bei Lützen unter'm Schwedenkönig für Gott gekräftet. Da lag er schwer bleibend! Mehr weiß ich nicht!“

„Dann sei er froh, den Stein mit Gold zu tauschen!“

Der Fremde schüttelte abwehrend den Kopf: „Nein, Herr! So lang der Stein in meiner Hand, so lang ein Erbgut meinen Enteln ist, bleibt diese Scholle uns. Es ist ein alter Spruch! Der, den der Stein verkauft, ist sorgenlos u. kann gemächlich leben, doch seine Söhne gehen als Bettelack von ihrer Väter Land! So hat's der Ahn erzählt, so hat's mein Vater noch gewußt! Hätt' tausendmal den Stein verkaufen können und lieb ihn dennoch seinem Sohn!“

Der Fremde mit den staubblau leuchtenden Augen und dem Adlerblick hatte ihn prüfend beobachtet: „Ich mein', daß Eure Alte uns erzählt, Ihr wär' in Not! Der Hof sei nur noch Dein, im Ackerland der Väter sing' ein anderer Pflug!“

Ein Stöhnen entrang ihm dem Alten, gepreßt stieß er hervor: „O ja, das diesem fremden Pflug die Schar serbräche, der Satan ihn in Grund und Hölle risse . . . doch, Herr die Hoffnung ist noch mein. So lang der Stein in diesem Hause wohnt sind Sorgen wohl und Krämen und Entbehrung, doch unsere Scholle bleibt wie Stahl und Eisen an uns hangen . . .!“

Rasch und erregt hand der Gast auf: „Nun hör er zu! Ich will ihm weiterhelfen, leg hundert Taler drauf, und seinen Söhnen, die als Knechte kronen, geb' ich in Potsdam noch ein gutes Brot!“

Die Bäuerin schrie auf: „Mann, verläumdige Dich nicht! Fort mit dem Heidenstein! Kannst Bess'eres Dir von allen Heil'gen hoffen? Schlag' ein!“

Doch der Alte sah finster auf den Fremden, stieß sein Weib zurück:

„Herr! Und wenn der Teufel mir der Hölle Geld verleiht, wenn da der König selber zu mir käme, ich geb den Stein nur mit dem Leben hin! Ein Bauer ist kein Geld, das man von Dorf zum nächsten Markte traget, ist keine Pflanze, die in jedem Topfe gedeiht! Den Eichbaum

kann man auch nicht umverpflanzen, er stirbt, wenn seiner Wurzel heimlich Erdreich fehlt! Ich mein', man kann dem König gar mit keinem Bess'ren dienen, als von der alten Scholle her, die Söhne ihm zum Dienst zu schicken! Es wächst die starke Kraft, der trutz'ge Sinn im dunk'gen Erdreich nur, mit dem das Herz verwachsen!“

Es war lange still; sinnend starrte der Gast in das flammende Herdfeuer, dann wandte er sich rasch um: „Bauer! Gebt er von dieser Scholle, dann kommt ein anderer eben und tut sein Werk!“

Doch der zähe Alte gab nimmer nach: „So denken Krämer, Herr! Man kann ein Hemd wohl wechseln, doch nicht der Väter Werk! Die Scholle ist kein Ding, mit dem man schachern soll, aus dem man, je nach Sinn, sich runde Taler preßt. Man darbt für sie und gibt ihr allen Schweiß, weil man sie liebt, weil sie der Väter Erde! Ein fremder Reiter bringt sie rasch zurück!“

Und wieder war es lange still, nur das Herdfeuer knackte und prasselte, und draußen am Hofort lächelte die alte Linde, als wolle sie den Worten des Bauern ein Echo geben.

Der Fremde griff nach dem Beutel, den der Alte auf den Tisch geworfen, öffnete ihn, legte den Stein hinzu: „Weiß Er, wem er soeben die Lection erteilte?“

„Ein Stadtherr wohl . . . von Potsdam her oder so?“

Da ging ein Lachen über der beiden Fremden Gesicht, und der Jüngere trat rasch auf den Alten zu:

„Sein König bin ich! Nehm' Er den Beutel mit dem Steine hin; Er kann's von seinem Herrn ruhig nehmen . . . als Lehrgeld nur! Es kann sein König nur von solchem Trube lernen!“

In der Mark liegt am Kiefern der alte — einjame Hof. Ein eichstark trugiges Bauerngeschlecht sitzt dort, hat in eisenbeschlagener Trube den blutroten Stein von Lützen bewahrt. Mögen Sturm und Not über die Mark jagen, sie beißen die Zähne aufeinander, hungern und darben lieber, als daß sie den Stein opfern, der selbst einem König Friedrich nicht feil war, der sie für heute wohl sorgenlos machen würde, morgen oder übermorgen aber der Väter Scholle den Kindern nehmen würde.

## Zeugnisse

„Es werden zwei Leute zum Steintragen gesucht“, hat der Mann am Schalter gesagt. Da haben einige wohl ein schiefes Gesicht gezogen, denn Steine tragen ist nicht für jeden, noch dazu jetzt im Sommer, wenn die Sonne drall auf den Rücken brennt und Leitern und Steine und Bretter alutbeiß sind. Acht Hände aber streckten sich aus und hielten die Karten fest bis jetzt. Hintereinander, so wie sie kommen, stehen acht Männer vor der Baubude und warten, daß einer kommt und sie ansieht und einstellt.

Sie merken nicht, wie die Zeit verrinnt. Sie sind das Warten gewöhnt. Sie sprechen auch nicht miteinander! Was sollen sie sich auch sagen? Daß sechs zwiel am Plake sind, daß sie gern arbeiten möchten, daß sie dies Leben nicht aushalten, daß sie verrückt werden, daß sie Zeugnisse haben? Da Zeugnisse, in denen steht es schwarz auf weiß, wie tüchtig sie sind, wie unermüdlich und eifrig und ehrlich und treu und daß man unendlich bebauert, sie trotzdem entlassen zu müssen . . . mit besten Wünschen für ihre Zukunft.

Die Blätter sind grau und unansehnlich geworden und brüchig und abgegriffen. Sie haben sie gar zu oft aus den Taschen geholt und wieder und immer wieder gelesen, obwohl sie den Inhalt schon auswendig wissen. Aber es ist ihnen Freude und Trost und beruhigt sie, wenn die Angst kommt. Sie haben auch jetzt die Papiere herausgezogen und blättern langsam darin und niden aufrieden. Nur einer hat nichts in der Hand als die Karte. Und schließlich steckt er auch die noch

ein. Nun hat er nichts. Breit und schwer hängen die Hände herab und sind so braun und rissig von Sonne und Wetter, Erde und Arbeit.

Der Mann, auf den sie so lange warten, kommt aus der Bude und macht ein Gesicht, als wisse er nicht, was die acht Leute da von ihm wollen. Er bläst sich nach einem Lappen und wischt sich den Staub von den Stiefeln. „Wer hat schon Steine getragen?“ fragt er dabei. Einer kommt aus der Reihe und reicht ihm hastig das Bündel von Blättern und Zetteln. Achillos steckt der Mann es ein. Die anderen murren: „Wir waren zuerst da . . . wir haben Zeugnisse!“ Schreit ein mächtiges Kerlschen und fuchelt damit umher.

Der Mann wirft den Lappen weg und bläst auf, ruhig und kalt. Er will die Leute nicht kränken. Sie tun ihm leid. Aber was soll er mit Schustern und Schneidern und Schreibern hier auf dem Bau. Er läßt sich die Zeugnisse geben. „Ganz schön“, sagt er und reicht sie gleich wieder zurück. Jetzt ist er bei dem, der nichts in der Hand hat. „Zeugnisse?“ . . .

Da strecken zwei Hände sich vor, schwer, groß, musklig, breit. Und die eine legt sich dann erst auf den Arm und dann auf die Schulter. „Meine Zeugnisse!“ . . .

Als er die erste Ladung nach oben bringt, kann er gerade noch sehen, wie die andern im Geben in all ihren Zetteln lesen. Nur einer muß sie zerrissen haben. Die Schniviel liegen auf dem Bauplatz. Sie stören keinen, niemand achtet darauf.



## Der Jüngling im Feuerofen

ROMAN VON HEINZ STEGUWEIT

59. Fortsetzung.

Ich hörte nur noch halben Obres. Hier hatte sich die Generalversammlung einer Geschäftsgruppe eingelassen. Unter diesen Leuten war keiner, der Besseres zu sagen wußte, als daß er sich an der preussischen Ordnung den Magen verdarb. Und nicht einer meldete sich, der sein Tun und Wollen, was hätte möglich sein können, mit einem tiefen Erneuerungssinn begründete. Ich wurde traurig und bitter, weil man hier eine Freiheit forderte, die jeder gestalterischen Idee, jedes geistigen Schwungs und jedes künftigen Gefühls entbehre. Keiner erglühete aus Liebe zu einem wesenhaften Gesetz, keiner beschwor die Geister des Blutes, keiner enthüllte ein Geheimnis. Man droht Phrasen, und Phrasen waren von jeder der Feigenblätter des Stumpfsinns. Gewiß, es gab Zeitgenossen am Rhein, die sich als vernunftvolle Geschöpfe der Landschaft nicht ohne würdige Betrachtungen gegen eine preussische Bevormundung ihrer Weltsart zu wehren pflegten. Heute aber, da die Not unter den Rägeln brannte, löschten sie allen Groll und konnten im Strobfener dieser Rebellen à la Carto nur eine dilettantische Tragödie erkennen, deren Entwürfungen vom tiefen Missetat des Rheins nichts wukhten und nur ein Verrat aus Eigenmüt waren.

Ich wanderte im Kreis von Kolonne zu Kolonne, stellte Fragen, machte Notizen: Hier unfeliege Tölpel, die sich an Besatzungsgütern verariffen hatten und, von den Franzosen zu einigen

Die Verammlung näherte sich dem regnerischen Finale. Ich wußte im Halbdunkel der Fackelbrände auf meine Uhr, die dritte Stunde nach Mitternacht war längst vorbei. Arme Maria.

Die fünfhundert Männer hoben ihre Finger zum Eid: Die Rheinische Republik oder den Tod! Wor ihnen das Leben schon wertlos geworden?

Und noch eine Warnung des Oberbündlers: „Wer desertiert, wird standrechtlich erschossen!“ Woher hatte er das?

Dann ein Gebrüll nach Kommando: „Freiheit!“ Es klang, als hätte die Freiheit etwas mit Schnaps und Huren zu tun. Nie war mir unromantischer sumute. Nie war mir der nüstern Geruch meiner Mitmenschen lieber aufgestoßen. Stümper, wohin man schaute. Und Sitzungen wie diese fanden zur gleichen Stunde an vierunddreißig Punkten der Westmark statt. Von Klee bis nach Gemersheim. Das war kein Rüttelschwur. Wäre wenigstens ein verzwegener Abenteuer oder Kollblutbandit unter ihnen gewesen.

Letzte Szene des Marionettenspiels: Die fünfhundert Rheinfranken formierten sich zum Abschied in ausgerüsteter Gruppenkolonne und defilierten im . . . Paradebereich am herittenen Colonel vorbei, als hätten sie keinen heiligeren Abgott als das Exzerzierreglement von Döberitz. Auch Adam Anker strampelte an einer Platte mit geschultertem Schirm, ich wartete auf ihn, aber er besprach sich nach der Heerchau noch mit einem Sergeanten. Ich schlich unterm Schutz der Finsternis näher und fing zwei Worte auf: „Philipp Weber!“

Wurde der arme Weichensteller denunziert? — In meiner Hosentasche stak die Waffe . . .

Abhefts vom Schwarm der Kolonnen wanderten wir heim. Der Regen war dünner geworden, der Sturm frieblicher, meine Finger schmolten vor Kälte. Da der Weg bergab ging, kamen wir, wenn auch nur Schrittweise, auf dem abgüßigen und vom Wasser altstigen Humus schneller vorwärts. Das erste Wort erwartete mich Herr Anker von mir. Ich ließ ihn Worten. Und überhörte auch seine schüchternen Stichproben, wenn wir auf dem Ab-

hang zuweisen ins Ruckfen kamen. Er sagte dann „holle“, oder er griff mir unter den Arm: „Manes, mußt Obacht gebe“. Manes blieb stumm.

Nach einer Stunde tauchten die Dichter des Rheintals auf. Die Quartiere von Wolfheim. Wir erreichten die ebene Landstraße, die das linke Stromufer säumte. Unsere Lungen leuchteten, aber die Fülle freuten sich, daß sie wieder waagerechte Erde unter sich fühlten. Da sumpte der Gezwitz den Leib voll Mut, blieb stehen, hielt mich am Kermel fest: „Nu, wie hot dir's a'falle?“ „Es war sehr lustig, Adam!“

„Gell, bestes ei?“ „So freudig er diese Antwort begonnen hatte, so nachdenklich schwie er plötzlich, als er im Lichtegel eines nabenden Kraftwagens mein Gesicht beobachteten konnte. Wir traten zur Seite, ein französisches Auto raste vorbei, der Schlamm spritzte uns in die Augen.“

„Du willst spotte, Manes?“

Ich lachte ihn aus und ging weiter. Herr Anker folgte drei Schritte hinter mir und rief mich wieder an: „Du, ich brauch nur ze wolle —!“

„Und?“ „Dann geb's dir schlecht!“

„Noch schlechter?“

Ich griff achteln nach der Hofe, zog den Revolver. Der Gastwirt hob die Hände, ich trieb ihn vor mir her, und wenn er schreien wollte, klemmte sich mein Finger fest um den Dahn. Bald hatte ich den kleinen Katilina so weit, daß er mit dem Rücken an der Strömung stand. Und der Rhein war reichend hoch, die Wassermaßen schossen in gurgelnden Stößen. Ich wiederholte ohne Unruhe Adams eigene Drohung: „Du, ich brauche nur zu wolle, morgen würde man dich fischen. In Bonn. In Köln. Oder sonstwo. Oder überhaupt nicht. Denn das Wasser ist jetzt schneller in der Nordsee als sonst. Kein Huhn würde nach dir gadern!“

(Fortsetzung folgt.)